

Biekenener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Biekenener Anzeiger (General-Anzeiger).



Offizierstöchter.

Roman von Paul Grabein.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

So saß er denn nun neben ihr. Sehr nahe bei ihr. Ihre Hand, den ihre Hand wieder freigegeben hatte, streifte seine Rechte. Leise durchrieselte es ihn, und sein Blick überflog aus dem Dunkel ihres Schattens her, in dem er selber saß, ihre schlankte Gestalt in dem weißen Gewand, das im Schein des Mondes hell leuchtete, und jede Linie klar erkennen ließ. Es lag etwas so Weiches, Hingeebenes in ihrer ganzen Haltung.

Und wieder war das Schweigen um sie, lange Zeit. Bis er deutlich das tiefe Atmen ihrer jungen Brust vernahm und nun einen ganz, ganz leisen, unbewußten Laut von ihren Lippen. Wie ein Seufzen aus innerster Seele heraus. Da litt es ihn nicht länger mehr so.

„Fräulein Gerda!“

„Ja?“

Langsam fand sie sich aus ihren Gedanken wieder zurück und sah nun zu ihm nieder, der sie mit einem seltsam erusten, fast innigen Ausdruck anblickte und leise sprach — langsam, zögernd:

„Sie sind nicht glücklich, Fräulein Gerda.“

„Glücklich? Ist das überhaupt jemand? Sind Sie's etwa?“

„Nein —“ er stockte und holte dann tief Atem — „doch ich könnte es mir denken. Ich hoffe es zu werden. Aber bleiben wir bei Ihnen, Fräulein Gerda. Wie ich Sie eben so sah — ich mußte unwillkürlich an einen armen, gefangenen, kleinen Vogel denken, der sehnsuchtsvoll die Schwingen hebt in seinem Käfig — hatte ich recht gesehen?“

Sie neigte das Haupt mit einer müden Bewegung. „Vielleicht ja.“

Ein Schweigen, dann beugte er sich näher zu ihr.

„Fräulein Gerda — ich glaube Sie zu verstehen. Sie fühlen sich einsam, nicht immer verstanden. Sie haben Sehnsucht — Sehnsucht nach jenem letzten, tiefsten Bestehen, wie es eben nur —“

Sie horchte plötzlich auf mit einem geheimen Erschrecken. Diese Worte! Und das leise Beben in seiner Stimme — mein Gott, er würde doch nicht —? Aber da streckten sich schon seine Hände nach den ihren aus, die ihr im Schoß ruhten, und tief neigte er den Kopf über ihre Hände, die er jetzt ergriff und preßte, während er schloß:

„Sie müssen ja schon längst gesehen haben, wie es um mich steht — ich — hab' dich lieb, Gerda — unsagbar lieb.“ Und da brannten auch schon seine Küsse auf ihrer Hand.

Ihren Moment verharrte sie, ohne sich zu regen. So bestürzt war sie von dem Unerwarteten. Nein, das hatte sie nicht geahnt — das nicht. Wohl, daß er sie sehr gern mochte, aber doch nur als guter Freund. Er war ja immer so beherrscht gewesen, so korrekt. Aber so — das? Und sie merkte, wie ihr eigenes Herz schlug. Ganz aufgestört.

„Du antwortest mir nicht? — Gerda!“

Nun blickte sie zu ihm nieder, der mit bangem Zittern ihrer Antwort harrete. Und da fühlte sie es mit einem Male: auch sie war ihm gut, ja schon immer. Ein so schönes, geheimes Verstehen war das zwischen ihnen beiden, vom ersten Tage an. Eine unausgesprochene, treue Kameradschaft. Sie wußte, er würde alles für sie tun, sein Leben für sie einsetzen, ohne Bestimmen. Und sie? Er tat ihr so wohl — der einzige, der sie hier verstand. Ein so feines, lieber Mensch — und plötzlich neigte sie sich über ihn. Wortlos berührte sie sein Haupt, das ihr noch immer entgegengelegt war, mit ihren Lippen. Da quoll es in ihm empor in stummem Jubel. Sein Mund suchte den ihren und fand ihn für einige glückliche Augenblicke. Bis sie sich wieder befand. Leise drängten ihre Hände sein Antlitz von dem ihren.

Aber er, noch immer trunken von seinem Glück, griff nach diesen schlanken, kühlen Fingern und bedeckte sie mit seinen zärtlichen Küssen.

„Morgen sprich' ich ja mit deinem Vater!“

Es war wie eine Entschuldigung für sein Stürmischsein, ein Bitten um Gewährung.

Doch sie entzog ihm jetzt mit einer entschlossenen Bewegung auch die Hände. Ihr Vater — das Wort hatte sie wieder ganz sich zurückgegeben. Auch der letzte Hauch jenes flüchtigen Seligkeitsrausches war nun verfliegen. Und sie richtete sich auf.

„Mit meinem Vater? — Nein, nein!“

Auch Walter Kyllburg hob den Kopf. Mit einem Blick tiefsten Staunens.

„Aber Liebste — es ist doch nur selbstverständlich, daß ich keinen Augenblick zögere.“

Sie antwortete nicht gleich. Aber er sah im Schein des Mondlichts ihr Antlitz und das schmerzhafteste Bewegen, das über dies blass, schöne Gesicht glitt.

„Gerda!“

Ganz erschrocken klang es zu ihr hin. Da sagte sie nach einem tiefen Atemzuge: „Es hilft ja alles nichts — wir müssen doch vernünftig sein, Walter.“

„Vernünftig? Mein Lieb, ich versteh' dich nicht!“

Sie sah zu ihm herab. Noch nie hatte er in ihren Augen einen so tiefen, wehen Ernst gesehen. Es schnitt ihr plötzlich ins Herz. So blickte sie ihn an und schwieg. Da drängte er gequält:

„Sprich doch!“

Es zuckte um ihre Lippen.

„Muß denn erst ausgesprochen werden, was ja so selbstverständlich ist und doch so häßlich — so grausam häßlich?“

„Gerda!“ Wie ihr Fieber schüttelte es ihn plötzlich, heiß und kalt zugleich — „du meinst — dein Vater würde mir seine Einwilligung nicht geben — weil, weil — ich nichts hab' als meinen Zuschuß —“

Er stockte, aber seine Augen beschworen sie. Sie blidte vor sich hin. Konnte ihr das wenigstens nicht erspart bleiben?

Er deutete jedoch ihr Schweigen anders, glaubte er sich ja doch auf richtigem Wege mit seinem Vermuten, und lebhaft, voll neuem Hoffen, rief er ihr zu:

„Nein, ich kann es mir nicht denken, Liebste. Dein Vater wird so hart nicht sein. Warum sollte er dir verkweigern, was er deiner Schwester Edith zugestanden hat? Achim v. Biltow hat ja doch auch nichts als seine Zulage und trotzdem —“

„Du irrst, Walter, nicht mein Vater — ich selber will
Du irrst, Walter, nicht mein Vater — ich selber will es nicht.“

„Wie — du?“ Er starrte sie an. Fassungslos. Bläß leuchtete ihr schönes Antlitz zu ihm herüber, aber mit dem Ausdruck eines festen Entschlusses. Da sagte er noch einmal: „Du, Gerda? Und hast doch eben —“

Sie nickte langsam, und sprach nun mit einer veränderten, traurig-müden Stimme:

„Ja, ich hab' dich lieb, Walter. Und trotzdem! Bitte, denke einmal ganz ruhig über alles nach. Du sprichst eben von Edith und Achim. Ja, sag': Ist denn das ein Glück, so verlobt zu sein, zehn, vielleicht zwölf Jahre lang? Bis man alt und müde geworden ist? Edith ist mir zu stolz, um es sich anmerken zu lassen. Aber ich, ich kenne sie. Ich weiß, wie es oftmals in ihr aussieht, trotz aller Beherrschung. Und nachher die Ehe, wenn man sich endlich gefunden hat, nach all dem Warten. Das Beste ist hin, die Jugend. Kann die vorzeitig gealterte Frau dem Manne, der selber noch in voller Kraft steht, wirklich ein Glück bedeuten?“

„Gerda, Geliebte!“

Aber sie entzog sich seinen Händen.

„Nein, nein, Walter — ich weiß das besser. Und darum — es gibt eben keine andern Möglichkeiten. Du weißt es ja doch, mein Vater hat selber nichts als das Kommissar-mögen — gibt er uns Töchtern die Aussteuer, so hat er und Mama selber keinen Pfennig mehr hinter sich; also, es bleibt uns nichts weiter, Walter, als vernünftig zu sein — zu entsagen.“

Herb klang das Wort in die Stille. Und abermals griff Nyllburg etwas kalt ans Herz. Doch im nächsten Augenblick schüttelte er das wieder ab.

„Entsagen? Nein, niemals! Ich kann nicht leben ohne dich. Kämpfen will ich um dich, Opfer bringen. jedes — aber haben muß ich dich. Erzingen will ich mir dich.“

Sie blidte auf ihn nieder mit einem wehmütigen Lächeln. „Alles Kämpfen, Opferbringen — was soll es uns nützen, Walter? Kannst du uns damit das vorgeschriebene Vermögen schaffen? Nein, nein —“

Und traurig schüttelte sie das schöne Haupt.

Da rang sich ein dumpfer Laut von seiner Brust, ein letzter Entschluß.

„So werd' ich den bunten Rock ausziehen, mir eine Zivilstellung suchen, die uns beide ernährt.“

In ihre Augen trat eine stille Härlichkeit.

„Lieber du! Täusch' dich doch nicht. Was willst du als ehemaliger Offizier anfangen? Ohne Vorkenntnisse, ohne Erfahrungen — was bliebe dir, als der Agent, der Wein-reisende?“

Er zuckte zusammen.

„Nicht wahr, nun siehst du es selber ein — es geht eben nicht.“

„Doch, doch! Auch das, wenn es sein müßte, für dich!“

Und abermals streckte er die Arme nach ihr aus. Da duldete sie es, daß er sie umsing. Aber sie selber legte ihm die kühlen Hände auf die Stirn.

„Walter, mein lieber Walter, du bist jetzt wie im Fieber. Um so mehr muß ich die Vermunft behalten für uns beide. Und darum, noch einmal, zum letztenmal — es kann nicht sein, wir müssen entsagen.“

Er erwiderte nichts mehr. Das Haupt sank ihm pföflich kraftlos nieder in ihren Schoß. Sie ließ ihn eine Weile so verharren, doch dann fühlte er den kausien Druck ihrer Hände.

Stumm ging Walter neben Gerda durch das Wald-dunkel, dorthin, wo die roten Lampions lustig glühten, von wo ihnen frohes Lachen und Scherzen entgegenklang — das Leben. Das bunte, lustige Leben.

Wie mit bleiernem Füßen ging er. Schon waren sie den anderen nahe. Da fühlte er plötzlich ihre Hand, die nach der seinen suchte und sie nun preßte. Ein stammes, leqtes Lebenswohl.

Es würgte ihm in der Kehle, und noch einmal, alles andere vergessend, riß er sie an sich, noch ein letztes Mal fühlte er ihren Mund mit seinem leisen Zuden — dann gab er sie frei.

Wenige Schritte noch, und sie traten wieder zu den übrigen in den Lichtkreis der Lampions.

Es war am anderen Vormittag. Die drei Schwestern saßen in der schattigen Loggia des Henningschen Hauses, Edith mit einer Handarbeit, Gerda über einem Buche, Astrid in süßem Nichtstun, nur dem Rauch ihrer Zigarette nachsehend, die sie, bequem in den Triumphstuhl geräkelt, vor sich hinrauchte. Ein eigentlich verbotener Genuß. Der Vater war kein Freund von solchen Extravaganzen. Am wenigsten bei jungen Mädchen. Aber der war ja noch im Dienst. Also alles sicher. Und Astrid griff unbedenklich von neuem in die große Schachtel neben sich. Von ihrem Buche aufsehend, in dem sie nur zerstreut las, folgte Gerda der Bewegung der Schwester. Ihr Auge erkannte die Etikettierung der Schachtel.

„Aucen?“ Erstaunt sah sie zu Astrid hin. „Du bist ja mächtig nobel.“

Sie kannte doch das beschränkte Taschengeld der Jüngsten. Aber diese lachte belustigt.

„Denkst du etwa, ich wär' so dumm, mein bißchen Geld so wegzuverwerfen?“

„Nicht gekauft? Also geschenkt?“

Astrid tat statt jeder Antwort nur nickend den ersten Zug.

„Geschenkt? Von wem denn?“

Eine kurze Pause, dann die Antwort:

„Von großen Klaus.“

„Was? Von Petersen?“ Sie nannten Klaus Petersen unter sich scherzend wohl so.

Und noch entrüsteter kam ein Echo drüber von Edith:

„Du läßt dir Zigaretten schenken? Von Herren?“

Aber die weißblonde Astrid bewahrte ihre Ruhe.

„Man immer gemüthlich, Herrschaften. Habe schließlich doch auch etwas Aenderstube — wenn vielleicht auch nur mangelhaft. Also, die Zigaretten sind allerdings von Herrn Petersen, aber trotzdem ganz einwandfrei — ein Bieliebchen nämlich, Liebste Edith. Gestern von besagtem Herrn verloren und heute in aller Herrgottsfrühe schon von ihm durch seinen Diener mir überreicht. Eine Originalpackung, hundert Stück — doch kolossal nett von ihm, nicht?“

(Fortsetzung folgt.)

Sintende Gluten.

Von Hugo Wolfgang Philipp.

Im Kamin knisterten und knatterten die Holzstücke. Die roten Kesselge der tausenden Pflanzen knisterten und sprangen hier und dort über den mit schweren Teppichen belegten Fußboden, über einige Möbelstücke, die sich schon in die dunkelnden Ecken drückten, und warfen hin und wieder einen roten Schein über das schwarzseidene Kleid der Frau Kätin, die sitzend in einem Lehnstuhl saß und in die flackernde Glut starrte.

Der Abend begann bereits über das Land zu dunkeln, ohne daß es so eigentlich recht Tag gewesen war. Der Himmel war vom frühen Morgen an mit schweren Schneewolken verhangen gewesen, die der Erde keine Helligkeit und keine Freude gönnten. Seit ein paar Stunden hatten sie begonnen, sich ihrer schweren Last zu entledigen. Schwere und gleichmäßig saulen die Kloden nieder, legten sich weich und voll auf alle Dinge draußen und dämpften die Geräusche der Straße. Die beiden Menschen, die sich in den Raum befanden, die alte Frau Kätin und ihre Gesellschafterin, hingen schweigend ihren Gedanken nach.

Die Kätin war eine noch schöne alte Dame mit einem jugendlich lebhaften Gesicht, dessen frühe Falten besonders unterstrichen wurden durch das silberweiße Haar, das es umrahmte. Wenn jetzt auch etwas wie Ruhe und Glück über den Hägen lag, so verrieten doch ein paar ernste Linien an den Mundwinkeln, daß auch ihrem Leben die großen Enttäuschungen und echte Schmerzen nicht erspart geblieben waren. Der Frieden, den sie erzwungen, resultierte nicht aus Genügsamkeit und Zufriedenheit, sondern aus Resignationen.

In ihrem Schoße hatte sie einen offenen Brief liegen, mit dem ihre Hände zart und lieblos spielten. Ab und zu senkte sich ihr Blick und streifte das weiße Papier.

Die junge Gesellschafterin, eine früh verwaiste Offizierstochter, die nahe dem Fenster mit einer Handarbeit beschäftigt saß, lugte ab und zu mit stillen Vergnügen zu der alten Dame hinüber. Sie wußte, es würden noch keine fünf Minuten vergehen, daß die Mätin sie bitten würde, ihr doch einmal den Brief vorzulesen, dessen Inhalt sie schon dreimal gehört hatte. Das plegte sie mit Briefen, die sie nachdenklich stimmten, immer zu tun, und die junge Offizierstochter amüsierte sich schon vorher darüber. Sie besah die harmlose Boshaftigkeit, die wie so häufig bei der Jugend älteren Personen gegenüber finden, daß sie sich gern im Innern ein wenig lustig macht über kleine Ungehörigkeiten und Eigenheiten, die alte Leute oft an sich haben. Das nahm natürlich nie etwa den Charakter der Boswilligkeit an, denn dazu schätzte und verehrte sie die alte Dame viel zu sehr, von der sie nie wie eine bezahlte Gesellschafterin, sondern stets wie eine Tochter behandelt wurde.

Sie hatte denn auch nicht lange zu warten, da wendete sich die Mätin ihr zu und bat mit der ihr eigentümlichen gewinnenden Liebenswürdigkeit:

„Ach, liebes Fräulein Werder, würden Sie wohl so nett sein, mir noch einmal diesen Brief vorzulesen?“

„Aber mit dem größten Vergnügen, natürlich, sehr gern,“ antwortete die Gesellschafterin lächelnd und beeilte sich, die wenigen Zeilen, die sie nun schon beinahe auswendig wußte, zum vierten Male vorzulesen. Sie nahm das Blatt aus den Händen der alten Dame und las, sich ein wenig mit dem Brief an das Fenster wendend:

„Damburg, den 12. Januar. Liebe Freundin! Ich bin gestern nach Deutschland zurückgekehrt. Das Heimweh hat mich doch endlich gepackt mit solcher Gewalt, daß es mich nicht mehr drüben hielt. Ich bin morgen in unserer Heimatstadt und würde Dich sehr gern besuchen, wenn es Dir recht ist. Denn außer Dir werde ich ja auch kaum noch Bekannte antreffen. Unsere Jugendfreunde sind ja längst in alle Welt zerstreut, oder, was noch wahrscheinlicher ist, tot. Bierzig Jahre ist eine lange Zeit und ich fürchte beinahe, unser Städtchen wiederzusehen! Wer erlebte in unserem Alter noch jene große Enttäuschungen? Umsonst aber freue ich mich auf das Wiedersehen mit dir. Also wenn es Dir recht ist, bin ich morgen nachmittag bei Dir!
In alter Freundschaft
Dein Arnold Fels.“

Das junge Mädchen reichte den Brief zurück und die alte Dame bedankte sich mehrfach. Dann versank sie abermals in Träumen.

Nach einer geronnenen Weise unterbrach die Mätin das Schweigen und meinte:

„Wissen Sie übrigens, liebes Fräulein, wer der Herr ist, der mich heute besuchen wird?“

„Nein, Frau Mätin, wie sollte ich? Wer ist er denn, wenn man fragen darf?“ Das Fräulein ließ ihre Arbeit in den Schoß sinken und sah zu der alten Dame hinüber, die vergnügt in sich hinein sicherte, als sie nun erwiderte:

„Denken Sie sich, es ist mein Liebster! Sie brauchen mich nicht so ungläubig anzusehen; es ist wirklich, wie ich Ihnen sage.“ Sie wurde plötzlich ernst, als sie fortfuhr:

„Freilich, von heute und gestern stammt diese Liebe nicht. Sie ist ein wenig älteren Datums. Lassen Sie mich nachdenken. . . Sie ist . . . ja, ganz richtig. . . es muß im nächsten Monat zweiundzwanzig Jahre werden, daß wir uns heimlich verlobten. Sie stammten? Ach ja, die Nit fliegt schnell vorüber und sie bringt nicht immer die Erfüllung unserer Wünsche.“

Die alte Dame blidte wieder sinnend in das flodernde Feuer und wiegte leise das schneeweiße Haupt.

„Warum haben Sie sich denn nicht geheiratet?“ wagte das Fräulein nach einer Weile leise zu fragen, da sie fühlte, daß die alte Dame gern ihr Herz von verunkelten Geschichten erleichtern wollte, die durch den Brief wieder mit alter Lebhaftigkeit heraufbeschworen worden waren.

„Das Leben nimmt nicht immer Rücksicht auf das Glück armer Menschen. Wir hatten uns auf einem Ball kennen gelernt. Ich war damals achtzehn Jahre, er etwa ein Jahr älter. Wir hatten den ganzen Abend miteinander getanzt. Er war übrigens ein wundervoller Tänzer und, das können Sie mir glauben, ich war auch ein wenig besser auf den Beinen als heute. Was Wunder also, daß wir uns zufällig — ach Gott, wie geschieht weiß man doch immer in jungen Jahren den Zufall zu regieren — in den nächsten Tagen auf der Promenade trafen. Jene Zeit war vielleicht die glücklichste in meinem Leben. Beide waren wir zu schüchtern, um offen miteinander über unsere Liebe zu reden, und so verlegten wir denn alle unsere Fertigkeiten, die der Mund nicht zu sprechen wagte, in unsere Blicke, unsere Bewegungen, unsere Händedrucke. Und dann kam ganz plötzlich und unvermittelt der Frühling, ach, ein ganz wundervoller Frühling.“

Nun, und wenn wir beiden jungen Leuten bis dahin versäumt geschwiegen hatten, nun lernten wir ganz von selbst von unserer Liebe sprechen. Und selbstverständlich schworen wir uns, wie sich das bei einem so jungen Liebespaare von selbst

versteht, ewige Treue. Er hat sie auch gehalten bis auf den heutigen Tag — ich habe sie gebrochen — mußte sie brechen.“

Die alte Dame, die erst, mitten in ihren jungen Erinnerungen wieder lebend, lebhaft, ja ein wenig lächelnd erzählt hatte, war jetzt doch bewegt geworden und versank plötzlich in nachdenkliches Schweigen.

Im Kamin brachen ein paar brennende Scheite zusammen, und krachend drängte sich der Holzstoß ineinander. Ein heller Lichtschein huschte durch das Zimmer und dunkelte allmählich wieder ein. Die alte Dame nahm stodend und leise wieder ihre Erzählung auf:

„Arnold hatte bei meinen Eltern um meine Hand angehalten. Obwohl ich mir aber eigentlich hätte sagen können, daß meine Eltern ihre Einwilligung nicht geben würden — nicht geben könnten, — so steckte doch auch in mir, wie in den meisten Menschen, ein Stückchen Vogelstrauß-Politik. Ich hatte die Hoffnung nicht ausgegeben und erwartete ein Wunder. Dann aber, als mein Vater zu sprechen begann, erst ein wenig stodend, dann aber klar und bestimmt, da sank mein Mut, mein Herz schien sälsätschen, und ehe er noch den ersten Satz zu Ende gebracht hatte, wußte ich im voraus jedes Wort, das er sagen würde. Und das schlimmste war wohl, daß er recht hatte. Denn wie hätten Arnold und ich einen Hausstand begründen wollen? Er besah mir eine wenig einträgliche Stellung als Ingenieur und hatte überdies noch seine alte Mutter zu ernähren. Mein Vater aber, der seinen großen Haushalt — wir waren fünf Geschwister — mit seinem Beamtengehalt bestreiten mußte, konnte mir nichts mit in die Ehe geben. In jenem Moment sah ich mit eisiger Klarheit, daß wir aufeinander verzichten mußten. Der schöne Traum war zu Ende. Man tröstete uns mit Phrasen, die keiner recht glauben und die selbst wir kaum mit einem Funken von Hoffnung erwärmen konnten. Wir sollten warten, bis die Verhältnisse günstiger lägen. Aber wann hätte das wohl sein können? Doch immerhin bot mir das in meinem Schmerze eine schwache Stütze.

Aber dann kam der Herbst und diese letzte schwache Stütze brach. Mein Vater begann zu kränkeln und starb.“

Das junge Mädchen, das lebhaft der Erzählung der alten Frau gelauscht hatte, stieß unwillkürlich einen Ausruf des Bedauerns aus.

„Ja, mein liebes Fräulein Werder, da war der schöne Traum endgültig zu Ende. Meines Vaters Krankheit und Tod hatten die wenigen Ersparnisse meiner Eltern aufgeschreckt und die geringe Witwenpension, die meine Mutter bezog, wollte trotz der Einschränkungen im Haushalte nicht reichen.“

Da war es wie eine Erlösung, als ein Jugendfreund, mein späterer Mann, in unser Städtchen zurückkehrte und um meine Hand anhielt. Wenn ich auch keine eigentliche Liebe damals zu ihm empfand, so mochte ich ihn doch recht gerne und schätzte ihn wegen seiner Gradheit, seines Fleißes und seiner hohen Fähigkeiten sehr als Menschen. All das hätte mich zwar nicht zum Heirat bestimmen können, wenn ich nicht mit Recht gehofft hätte, das Los der Weinen dadurch verbessern zu können. Und so brachte ich denn das Opfer. Ich sollte es gewiß nicht zu bereuen haben; denn mein Mann war der rücksichtsvollste und aufmerksamste Gatte, den man sich denken konnte. Dazu war er ein tüchtiger Arzt, der in der ganzen Stadt hoch geachtet und beliebt war.“

„Und der Herr Fels ist damals nach Amerika gegangen?“ fragte das Fräulein, das sich nun den übrigen Teil der Erzählung glauben ergänzen zu können.

„Nicht sofort, erst ein Jahr später, als meine Mutter gestorben war. Als er das Land verlassen hatte und ich hoffen durfte, daß er, fern von mir, leichter eine andere Lebensgefährtin finden würde, da wurde ich allmählich ruhiger und zufriedener und fand mich mit dem Leben ab. Dazu kam, daß ich von Tag zu Tag mehr die edlen Eigenschaften meines Mannes schätzen und bewundern lernte, sobald unsere Ehe allmählich in der ganzen Stadt als eine außerordentlich glückliche angesehen wurde. Und das war sie am Ende wohl auch; denn wenn ihr auch die großen Leidenschaften fehlten, so wurde sie doch durchwärmt von einem reinen Feuer des Wohlwollens und der Hochachtung, das vielleicht ausdauernder war, als so häufig die wilden Flammen einer stürmischen Liebe, die mir gar zu oft ein Strohflecken sind, das rasch niederbrennt.“

„Und in der ganzen Zeit haben Sie nichts mehr von Ihrem früheren Verlobten gehört?“

„O doch! Die erste Zeit schrieb er ab und zu; später allerdings seltener. Den letzten Brief erhielt ich vor drei Jahren, als er mir sein Beileid über das Ableben meines lieben Mannes ausdrückte. Immerhin schrieb er doch so oft, daß wir uns hier ein ungefähres Bild seines dortigen Lebens machen konnten. In den ersten Jahren schlug er sich mit vielem Fleiß schlecht und recht durch. Dann aber wußte er sich in einem großen Betriebe durch seine Tüchtigkeit zu einer ersten Stellung emporzuarbeiten, so daß er es mit den Jahren, wenn auch nicht gerade zu Reichtum, doch zu einem gewissen Wohlstand gebracht haben muß. Den Frauen scheint er aber aus dem Wege gegangen zu sein, sonst wüßte ich es mir nicht zu erklären, daß er unvermählt geblieben ist. Denn daß er bei seiner Schönheit den Frauen nicht gefallen haben sollte, scheint mir ausgeschlossen zu sein. Besitzt er doch alles, was uns ästhetisch an einen Mann fesseln kann, eine große schlauke Natur, einen leichten elastischen Gang, Wei-

beide Bahne, bunte Augen und reiches dunkles Haar, das sich auf natürliche Weise leicht wellt. „Doch“, unterbrach sie die Dame selbst, „was soll ich ihn Ihnen beschreiben? Sie werden ihn ja selbst heute sehen.“

In diesem Augenblick klingelte es. Die beiden Frauen mußten unwillkürlich lachen, weil der Besuch genau abgepaßt kam, wie jemand auf dem Theater nach seinem Stichwort erscheint. „Das wird er gewiß sein!“ sagte das Fräulein aufstehend und ihre Handarbeit zusammenfassend.

„Wissen Sie, liebes Fräulein,“ sagte die Rätin, „ich bin ordentlich bewegt! Denken Sie sich, vierzig Jahre haben wir uns nicht gesehen. Ich glaubte die alten Dinge verstaubt und vergessen, und jetzt muß ich mit Beschämung und Aufregung erkennen, daß man seine Jugend doch nicht vergessen kann.“

Das Dienstmädchen trat herein mit einem silbernen Tablett, auf dem eine Besuchskarte lag.

„Ich lasse den Herrn bitten, Martha.“

Die Rätin steht leibhaftig auf, um dem Besucher entgegen zu gehen. Sie ist mit einem Schlage verjüngt, ihre Bewegungen sind elastisch, und ein fast jugendliches Feuer belebt ihre Augen.

Da öffnet sich auch schon die Tür. Sie flucht. Die vom Alter gebeugte Greisengestalt eines Mannes, mit schneeweißen Bart und kahlem Schädel, kommt mit unsicher tappenden Schritten herein. Auch der alte Mann ruht jetzt und bleibt zweifelnd stehen; denn auch die Rätin hat sich, ohne es zu wissen, nicht minder verändert, als ihr Jugendfreund.

Eine ganze Weile sehen sie sich bekümmert an, endlich erst finden sie nach und nach aus den verwirrten Zügen die alten bekannten Züge heraus. Da geht über beide Gesichter ein Strahl der Freude, sie begrüßen sich lebhaft und drücken sich herzlich und lange die Hände. Dann setzen sie sich beide vor dem Kamin und fragen hastig nach diesem und jenem.

Aber es lag in ihrer Hast etwas Unnatürliches und Absichtliches, als ob sie etwas hätten in sich überdönen wollen, das allmählich in ihnen laut wurde. Sie waren enttäuscht und wollten es nicht wahr haben. Sie hatten sich das Wiedersehen ganz, ganz anders gedacht und jedes stellte im Stillen fest, daß kein Gegenüber doch weit mehr gealtert sei, als man hätte erwarten sollen. Aber selbst diese Veränderungen im Äußeren waren vielleicht nicht einmal das Traurigste an dem Wiedersehen, als vielmehr diejenigen im Inneren. Wo war die stürmische Liebe geblieben? Waren denn das nicht mehr dieselben Herzen von damals? Hatten auch sie sich verändert und waren alt und müde geworden? Nur die Erinnerungen, in denen sie schöpften, sie waren, wenn auch schon ein wenig nachgebunkelt, doch noch voll sanfter und seltsamer Farben. Aber auch sie konnten den Mißklang nicht beseitigen, der in dieses Wiedersehen hineinklang.

So war das Gespräch sehr bald ins Stocken geraten, und erst jetzt merkte die Rätin, daß ihre Gesprächspartnerin sich stillschweigend zurückgezogen hatte, wodurch es nicht einmal möglich war, ein allgemeines nichts sagendes Gespräch in Gang zu bringen. So schloß denn allmählich die Unterhaltung ein.

Die beiden alten Leuten starrten gemeinsam in den Kamin, in dem die Holzschelte am Verglähren waren. Jeder hing wohl seinen eigenen Gedanken nach und dachte an die hoffnungslose, endgültig verlorene Jugendzeit zurück. Sie hatten einst geglaubt, sie seien vom Schicksal für einander bestimmt gewesen; aber das Schicksal hatte es anders gewollt. Und nun erst war es vorbei, endgültig vorbei.

Dichter und dichter wob die Dämmerung ihre dunklen Schleiher und noch fiel draußen der schwere Schnee.

Das Feuer im Kamin war niedergebrannt. Es wurde kühl im Zimmer, und fast zu gleicher Zeit schauderten die beiden alten Leuten fröstelnd zusammen. Da richtete sich die Rätin auf und drückte auf die elektrische Klingel.

„Gnädige Frau?“ hauchte das leise einsetzende Stubenmädchen.

„Legen Sie doch noch einige Scheite in den Kamin, Martha. Es ist kalt geworden und die paar Funken da wärmen nicht mehr — sie werden überdies bald verlöschen.“

Das Mädchen ging geräuschlos wieder fort. Aber die gesprochenen Worte hatten eignen Nachhall, als ob sie ein eigenes Leben und eine tiefere Bedeutung hätten annehmen wollen. Es war, als ob sie sich hätten emperrichten wollen im Zimmer zu einem greifbaren Symbol. Das fühlten die beiden Menschen ganz plötzlich zu gleicher Zeit. Bedeutungsvoll sah der Greis die Greisin an. Dann wiederholte er mit zitternden Lippen leise und melancholisch:

„Die paar Funken wärmen nicht mehr . . . sie werden überdies bald verlöschen . . .“

Vermischtes.

kos. Aluminium und die Pflanzen. Aluminium gehört nicht zu den unbedingt notwendigen Nährstoffen der Pflanze, und wir finden es auch verhältnismäßig selten (geringe Mengen z. B. bei manchen Flechten und Hülsenfrüchtlern). Nur einige Farne und die Weinbeere, enthalten ansehnlichere Mengen essig- oder weinsäuren Aluminiums, so daß ihr Saft reizende

Wirkung hat, und in Amerika kennt man sogar Aluminiumbäume, in deren Blättern die Tonerde sogar in größeren Brocken abgelagert ist. Neuerdings wurden nun, wie wir im „Kosmos-Handweiser“ (Stuttgart) lesen, von F. Szücs Versuche darüber angestellt, wie Aluminium auf die Pflanzenzelle wirkt; sie haben zu dem interessanten Ergebnis geführt, daß das Plasma unter seiner Einwirkung erstarrt, ohne indes — und das ist das Wichtigste — abgetötet zu werden. In diesem erstarrten Zustand ist das Plasma mit allen Inhaltskörpern vollkommen unbeweglich. Wird die Tonerde aber wieder ausgewaschen, so erhält das Plasma seine ursprüngliche Aktivität wieder zurück. Diese Einwirkung der Tonerde findet überall statt, außer in zuckerhaltigen Zellen; Zucker verhindert also die Gerinnung des Plasmas.

* Die Vorbedingung. Lehrer in der Sonntagschule: „Nun, Harry, was müssen wir tun, bevor uns unsere Sünden vergeben werden?“ — Harry: „Wir müssen sündigen.“

* Der Kussab. Der Lehrer befehlt den Kindern, beim Klassenaufruf einmal ganz natürlich zu schreiben, ohne großen Zwang und Anstrengung, „wie es in ihnen ist“. — Darauf gibt Johnny folgendes Schriftstück ab: „Wir sollen schreiben, wie es in uns ist. In mir ist meine Lunge, mein Herz, meine Leber, zwei Nessel, ein Stück Pudding, zwei Schokoladentafel und das Mittagessen.“

* Tüchtige Gondolieri. Schauplatz der Szene ist die Riva degli Schiavoni in Venedig. Ein Fremder fragt den Gondolieri, wie lange es dauert, bis er ihn zum Lido hinüberfährt. Gondolieri: „Ein Stündchen, Herr, mit einem Gondolieri! Aber wenn wir zwei nehmen, sind wir in 'ner halben Stunde drüben.“ Fremder: „Und vier Gondolieri, wie lange dann?“ Gondolieri: „O! Dann sind wir eher drüben als wir abfahren!“

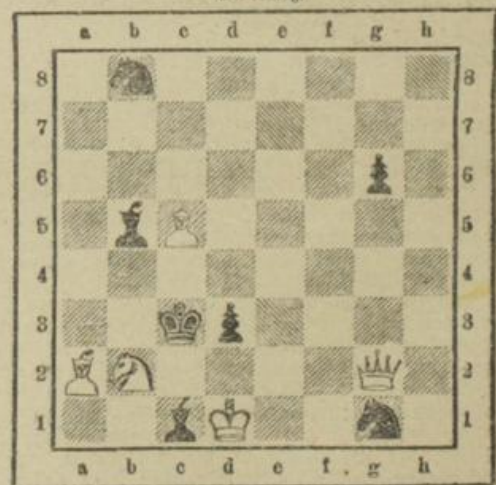
Büchertisch.

— Die Schaubühne, herausgegeben von Siegfried Jacobsohn enthält in der Nummer 10 ihres zehnten Jahrgangs: Bahrs Dorfkirchelein. Von Stefan Grohmann. — Erlebnis. Von Peter Altenberg. — Cafard und Canards. Von S. J. — Der einsame Weg. Von Alfred Polgar. — Dresdens Theater-affaire. Von Christian Gaebe. — Bunte Perücken. Von Buber. — Eiserschut. Von Noda Noda. — Antworten. — Home, sweet home. Von Theobald Tiger. — Die Augen der Liebe. Von Johan Bojer. — Tagebuch (Noda Noda; Der Fall Fall). Von Peter Panter. — Ein Nequiem. Von Felix Braun. — Aus der Praxis.

— „Der Kunstfreund“, die Zeitschrift der Vereinigung der Kunstfreunde, bringt in ihrem soeben erschienenen, reich geschmückten Märzheft einen guten Aufsatz über Karl Spivogel; auch der übrige Inhalt der Nummer ist auf die Kunstvoelle dieses Monats gestimmt. Ulrich Raufcher plaudert über die Romantiker elbischer Städtechen, Heinrich Spiro wandert durch verschollene Gassen des ältesten Berlins, Eberhard Buchner macht uns mit den Sentimentalitäten und den harmlosen Belustigungen des Berliner Volkstheaters bekannt und Robert Greuer will anregen, wieder einmal Raabe und Bogumil Goltz zu lesen.

Schach-Aufgabe.

Von J. Jespersen.
Schwarz.



Weiß.

Weiß setzt mit dem zweiten Zuge Matt.

Auflösung in nächster Nummer.

Auflösung des Rätsels in voriger Nummer:
E v a r g e l (H a r t, g e l, G e l d).